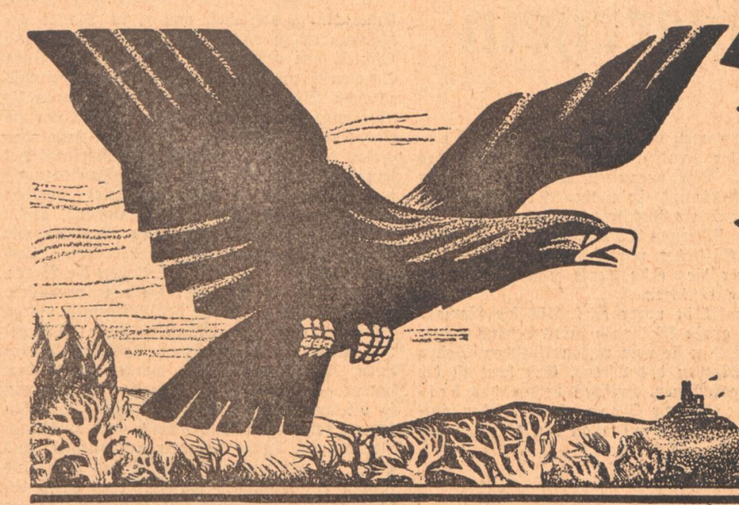
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

10 (11.3.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 10 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 11. März 1934

Die Heimat unserer Seele

Wie der Körper der Ausdruck, oder, im weitesten Sinne des Wortes, das Aeußere, das Erzeugnis der Seele ist beim Einzelmenschen, so ist die Landschaft, Berge, Meer, Ebene, Flußtal und Wald zugleich die Musik, der Grundton, die Urheimat der Seele von Stämmen, Völkern und Rassen.

Die deutsche Landschaft, ja die nordische Landschaft überhaupt beherrscht der Wald.

Selbst wenn wir die Zeugnisse alter Geschichtsschreiber, wie den Römer Tacitus, Cäsar u. a. nicht hätten, auch wenn die alte Heldendichtung der Germanen uns nicht überliefert wäre, wüßten wir doch, daß der Wald die Heimat unserer Seele ist.

Vor unser aller Augen sehen wir aber Siegfried mitten im geheimnisvollen Waldesweben bei Wieland dem Schmied zum Manne reifen. Parsifal verläßt seine Mutter Kondwiramur, die herrliche Waldidylle seiner Jugend, um von dort aus, wo er als Freund und Gespiele allen Getiers wie im Paradiese gelebt hatte, seiner Sehnsucht nachzugehen, die göttliches Mannestum, Ritterschaft, heißt.

All die vielen hundert deutschen Märchen, die im 19. Jahrhundert von den Brüdern Wilhelm und Jakob Grimm gesammelt und nacherzählt wurden, führen uns in tausendfältiger Form immer wieder auf ein großes Wunder hin, den deutschen Wald, das Märchen der Märchen. Die deutsche Eiche, die Tanne und die Weide sind uns Symbole, ewige Zeichen unserer Seelensprache geworden.

Die heilige Eiche im Hain, die Weihenachtstanne und der Weidenbaum als Wächter nebelhafter Gespenster und Abenteuer sind allen Deutschen ein Stück ihrer Seele.

Vergessen wir nie, daß unsere deutsche Erde früher fast vollkommen von riesigen, geheimnisvollen und edlen Wäldern bedeckt war.

Die heute noch bestehenden Waldgebirge, der Schwarzwald, der Harz, das Riesengebirge u. a. sind somit ältesten Adels.

Sie sind die lebendigen Zeugen unserer Urheimat, unser ewiger Mutterschoß, die eigentliche stumme Sprache unserer wurzelhaften gotischen Mannesseele.

Wohl ist das Meer eine Sehnsucht unsrer Gebirgsbewohner; denn die Zerklüftung in höchster heroischer Gebirgseinsamkeit sucht von Natur aus den andern Landschaftspol, die Einheit und unendlich weite Ebene des Meeres.

Wohl ist das liebliche, bergende Flußtal, die fruchtbare und sonnige Ebene, die Vielseitigkeit, Wärme und Farbigkeit rebenbewachsener Hügellandschaften zur wohligen Rast und Wonne unseres Wesens uns lieb geworden und heimisch.

Aber hinter allem und über allem thront der Wald, der erstgeborene König unserer Seele.

Der geheimnisvolle, bergende, ewig rauschende, kühlende, lebensprühende und auch furchtbar donnernde, in aller Wandlung wurzelfeste und wesenstreue deutsche Wald.

Seine Sprache ist unsere Sprache: unendlich und wahr.

Er ist ein Dom, der millionenfältiges Leben birgt und speist.

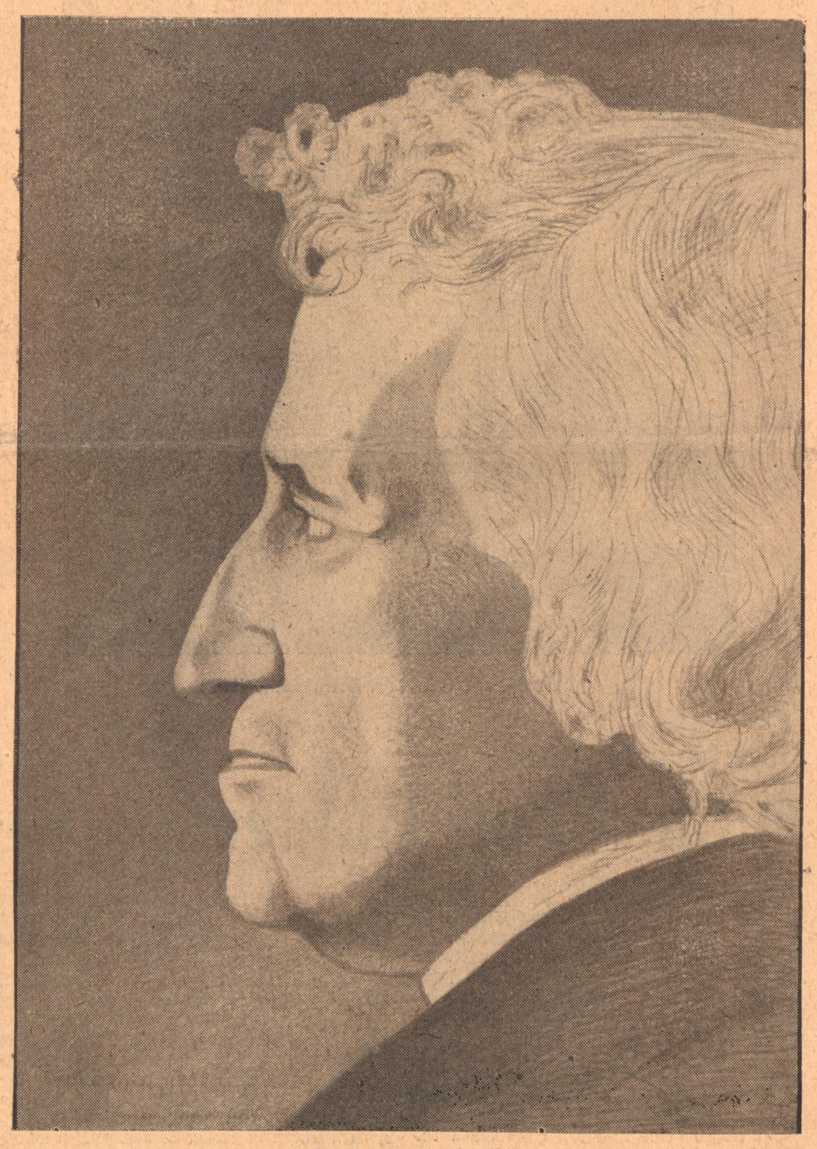
So reich auch unsere Phantasie sei, so viel Gestalten gleich einem Rübezahl, den Waldelfen, Kobolden und Trollen wir auch vorfänden, wie viele Waldlieder deutscher Dichter wir auch singen, wie Lieder: „Wer hat dich du schöner Wald" oder „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" oder „O Täler weit, o Höhen" oder „Im Wald und auf der Heide" usf., wir können den Unerschöpflichen gleich unsrer ewig jungen Seele nie ergründen.

Wandern wollen wir in ihm, immer nur wandern und uns seiner Schönheit und Fülle freuen!

Wandern wollen wir in seinem Schatten, seinen Lichtungen und uns an seinem reinen und frischen Wesen stärken, an seinem Schicksal und Reichtum erheben, in seinem ewigen Liede uns selbst finden und formen.

Wurzelfest und himmelstrebend!

Karl Neuscheler.



Jakob Grimm

Lichtenbergs berühmte Aphorismen

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um andrer Leute Sachen so wenig bekümmerte als um seine eigenen.

*

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

*

Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gern für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

*

Die gesundesten und schönsten, regelmäßigst gebauten Leute sind die, die sich alles gefallen lassen. Sobald einer ein Gebrechen hat, so hat er seine eigene Meinung.

*

Ich habe das schon oft bemerkt, die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht.

*

Er wunderte sich, daß den Katzen gerade an der Stelle zwei Löcher in den Pelz geschnitten wären, wo sie die Augen hätten.

Aus dem Inhalt:

Max Dufner-Greif: Der geistige Umbruch am Oberrhein

Willy Brandl: Hans Adolf Bühler

Hans Friedrich Blunck: Hans Brüggemann

Josef Friedrich Perkonig: Frau Salomo

Charlotte Moeller: Ernestine Voß

Käthe Lambert: Mütter und Kinder

Toni Rothmund: Markgraf Jakob III. von Baden-Hochberg

Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler.

Waldlied

Von Gottfried Keller.

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an, sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen,

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend, kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es greulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt und dröhnt es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige, Pan der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Der geistige Umbruch am Oberrhein

Von Max Dufner-Greif

Die fast vulkanhaft ausbrechende Haßgewalt gegen das Fremde und Welsche ist ein Wesensmerkmal des alemannischen Menschen. Das hat ihm in der Römerzeit die Keule in die Faust gedrückt, und das treibt ihn heut zum geistigen Aufruhr für die Erhaltung seiner Art. Diese Rebellion gegen alle undeutschen Bildungselemente nennen wir die Germantik am Oberrhein.

Das Wort ist im tiefsten Bewußtsein gegen die Romantik gerichtet. Im Athenäumsfragment 216 jubelte Friedrich Schlegel: „Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. „Das Wesen dieser drei Tendenzen ist die Freiheit, die wie eine Morgenröte über den Völkern aufging, aber wie Blutmeer und Flammenbrand endete, und diese Freiheit mußte so enden, weil sie das Völkische leugnete und damit verdarb. Die Französische Revolution ist der Anfang des internationalen Klassenkampfgedankens, Fichtes Wissenschaftslehre ist der Anfang einer sich vom Volkstum abseits stellenden Gelehrtenrepublik, Goethes Bildungsroman ist der Anfang deutscher Geisteswende zur Weltliteratur. Aus der Wende zur völkischen Geisteshaltung heraus lehnen wir diese drei Tendenzen des Romantikers ab, als entschiedene Germantiker bekennen wir uns zur Revolution des Hakenkreuzes, und wenn ein geistiges Werk unser Wesen dartun soll, so sagen wir mit dem Hinweis auf Alfred Rosenberg, daß wir statt Wissenschaft den Mythos suchen, und als tiefsten Sinn der Erscheinung Stefan Georges begreifen wir die Absage an den Roman zugunsten des seherischen Dichterworts. Das Wesen aber dieser drei Tendenzen ist das Gesetz, und wie dort alles mit Anarchie und Chaos endete, so beginnt hier alles mit der Zucht.

Mit dem Bekenntnis zur Germantik am Oberrhein nehmen wir die Pflicht der Unduldsamkeit auf uns. Wer nicht hassen kann, wie will der wahrhaft lieben können! Darum fordern wir den Zusammenschluß des geistigen Nachwuchses in der Landschaft unter das völkische Gesetz unseres Zeitalters.

Derselbe Schlegel, ein immer mit Antithesen spielender, nie aber über sie zielender Geist, schreibt über jenes Pariser Blutgericht im Athenäumsfragment 424 folgenden Satz:

„Man kann die französische Revolution als das größte und merkwürdigste Phänomen der Staatengeschichte betrachten, als ein fast universelles Erdbeben, eine unermeßliche Ueberschwemmung in der politischen Welt; oder als ein Urbild der Revolutionen, als die Revolution schlechthin. Man kann sie aber auch betrachten als den Mittelpunkt und den Gipfel des französischen Nationalcharakters, wo alle Paradoxien desselben zusammengedrängt sind; als die furchtbarste Groteske des Zeitalters, wo die tiefsinnigsten Vorurteile und die gewaltsamsten Ahnungen desselben, in ein grauses Chaos gemischt, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menschheit so bizarr als möglich verwebt sind."

Von dieser Erkenntnis aus wäre nur ein Schritt gewesen, den Aufruhr des deutschen Volkstums dagegen zu verkünden, aber diese Kraft war dem Romantiker versagt. Die Einsichten Schlegels sind unheimlich, und um so erschütternder ist sein schöpferisches Versagen. Zwei Nummern weiter schreibt er dieses Fragment: „Es ist natürlich, daß die Franzosen etwas dominieren im Zeitalter. Sie sind eine chemische Nation, der chemische Sinn ist bei ihnen am allgemeinsten erregt, und sie machen ihre Versuche auch in der moralischen Chemie immer im großen. Das Zeitalter ist gleichfalls ein chemisches Zeitalter. Revolutionen sind universelle, nicht organische, sondern chemische Bewegungen. Die chemische Natur des Romans, der Kritik, des Witzes, der Geselligkeit, der neuesten Rhetorik und der bisherigen Historie leuchtet von selbst ein." Der Hang zur rationalen Analyse ist hier als ein Hauptmerkmal des französischen Wesens erkannt, und das Geständnis des vornehmsten Romantikers über die undeutsche Kunstform des Romans ist uns besonders wertvoll. Der Schritt aus diesen Erkenntnissen heraus hätte zur germantischen Mythologie eines organischen Weltbildes führen müssen, wohin wir heute gelangt sind.

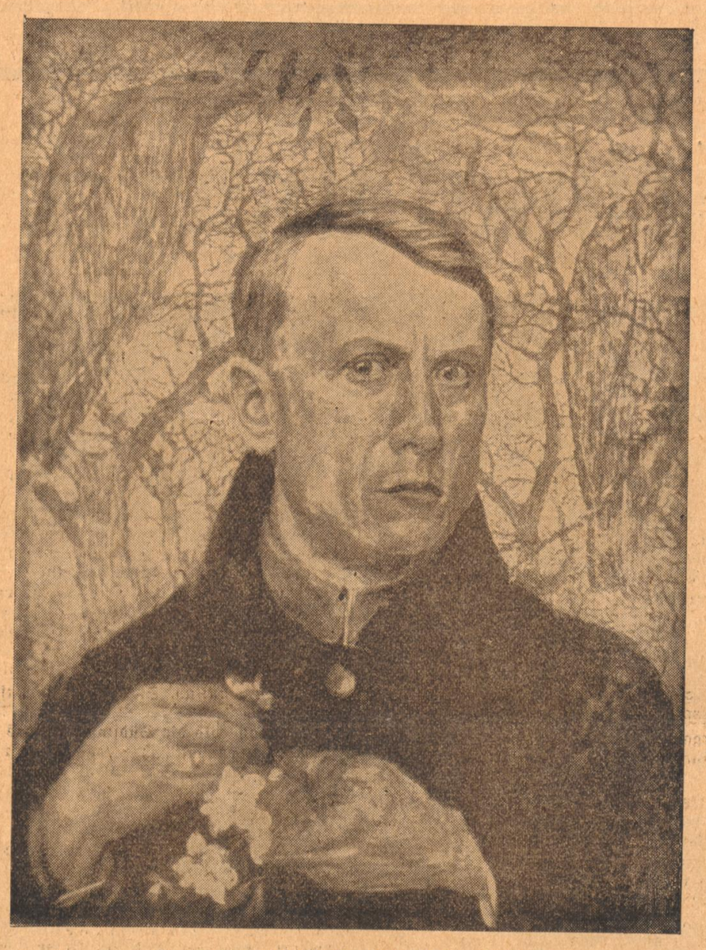
Das ist der Sinn der deutschen Machtergreifung unter Adolf Hitler gewesen, daß sie eigentliche Revolution nur da war, wo sie im Kampf mit liberalen Lebensformen zu den entsprechenden Mitteln gezwungen wurde. Heute aber sind wir zum Aufbau des deutschen Wesens geschritten, und wir dürfen mit Stolz erkennen, da unser Zeitalter ganz ein organisches ist, ist es natürlich, daß wir Deutschen etwas dominieren. Die Geistesform dieses neuen Zeitalters ist die Germantik, und wenn diese Formel durch ihre neue Fassung vielleicht noch manchen verblüfft, sie wird ihren Sieg über die Romantik gewiß erringen.

Die zwei Ausdrucksformen des romantischen Geistes waren die Sentimentalität und die Ironie, wo sie zur Zeugung sich vereinten, ging die Welt im Taumel des Chaos unter. Die großen organischen Pole des germantischen Geistes aber sind keusche Ahnung und die Dämonie des tragischen Wissens, und wo diese beiden sich zur Zeugung vereinen, da wird das Heil der Welt geboren.

Noch sind die Spuren der Zeitalter durcheinandergewischt, aber die Umrisse der neuen Lebensordnung sind schon zu erkennen. Nachdem die politische Machtergreifung den Liberalismus französischen Herkommens niedergerungen hat, gilt es jetzt den zweiten Kampf des Hakenkreuzes, den Kampf um den Mythos der Weltanschauung, wie ihn Alfred Rosenberg angekündet hat, und erst nach diesem Sieg werden wir das große Kunstwerk erleben, das wir trotzig den German genannt haben.

Die Epik ist neben dem Lyrischen die stärkste Kunstveranlagung des alemannischen Menschen, und so erwarten wir gerade hier am Oberrhein die entscheidende Umgestaltung des Romans. Wir verweisen besonders auf den „Prometheus und Epimetheus" von Spitteler, jenes ungeheure Buch mit dem blauen Einband und dem silbernen Schnitt, an dem sich schon Martin Wiltfeber nicht sattlesen konnte, hier haben wir die erste Stufe zum Tempel der Heiligung erstiegen.

Germantik ist unser Ziel. Als die Romantiker die große Metanoia ihres Lebens erfuhren, da flohen sie vom rationalistischen Westen zu den Mythen des Ostens. Erst heut ist die Stunde gekommen, zwischen beiden das heilige Reich der Deutschen wieder aufzurichten. Wir glauben an den Anbruch der Germantik am Oberrhein.



Hans Adolf Bühler. Selbstbildnis (1917)

Oberrheinische Köpfe:

Hans Adolf Bühler / Willi Brandl

Es muß ein sonderbarer Lehrling gewesen sein, der 1892 aus seiner Heimat Steinen im Wiesental kommend bei dem biederen Malermeister Höferlein in Schopfheim eingetreten ist: Hans Adolf Bühler war damals 15 Jahre alt, ein aufgeweckter, frischer Bursche. Von einer langen Reihe alemannischer Bauern abstammend, hat er selbst bei der Bauernarbeit fest mitgeholfen, hat das Vieh gehütet und dergleichen mehr. Dazwischen aber schon frühzeitig Gedichte geschrieben und für sein Leben gern gezeichnet und gemalt.

Wir fragen heute nach den Erbanlagen des Menschen. Nun, der alte Bühler, dessen feinen Kopf später der Sohn wahrhaft ergreifend gemalt hat, hatte Sinn für Kunst, hat selbst dem Jungen in Basel das Münster und die Holbeins gezeigt. Was dann bei Bühler selbst den Ausbruch des künstlerischen Erbes veranlaßte, läßt sich nicht klar sehen; es ist möglich, daß irgendwelches Erbgut mütterlicherseits eine Rolle spielte.

Von seinen Künstlerträumen konnte der Junge seinem Vater nichts erzählen, aber er wählte ganz bewußt ein Handwerk, das ihn wenigstens nach der ersehnten Richtung zu führen schien. Er wurde Maler. Mit frischem Jugendmut hat er die mechanischen Arbeiten auf sich genommen, dazwischen Gedichte gemacht, die er dann geheimnisvoll auf die untere Seite von Bauernwagen malte. So „verewigte" er auf diese Weise auch einmal sein innerstes Bekenntnis: „. . . und sind es auch der Hindernisse viele, der Fels wird überklettert, der Sturzbach übersprungen, der Dornenwald durchkrochen, der Strom durchschwommen, der mich vom Ziele trennt, das mir vom Berge leuchtet." Einzelheiten ernster und heiterer Art erzählt uns Hermann Eris Busse, dessen Werk über den Künstler wir zu besonderem Dank verpflichtet sind.

Nach drei Jahren gings auf die Wanderschaft, bis Hans Adolf in die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe eintreten durfte, die aber eine einzige Enttäuschung für ihn war. Endlich nach zermürbenden Jahren konnte er 1898 die Badische Landeskunstschule besuchen, und zwar die Malklasse von Professor Fehr. Jetzt hob ein unermüdliches Arbeiten an, Bilder und Skizzen entstanden in großer Menge, gelesen wurde mit unersättlichem Heißhunger. Da begegnete er dem Mann, der für sein Werden maßgebend wurde: Hans Thoma. Größer noch wie der künstlerische Einfluß des Meisters war der menschliche Einfluß auf den Jüngeren, auf seine ganze Kunstauffassung.

Eine Italienfahrt brachte die entscheidende geistige Wendung. Bühler erkannte, daß er menschlich und künstlerisch dort ein Fremder sei, daß er sich nur in der oberrheinischen Heimat entfalten könne. Es war mehr wie Heimweh, das ihn nach Hause zog, es war die Gewißheit seiner künstlerischen Sendung. Und nun geht es an ein geradezu besessenes Malen. Was in dieser Zeit Bühler fast ausschließlich fesselt, ist der Mensch. Es sind riesengroße, ernste, schwere Gestalten, Frauen gleichwie Männer, die uns aus seinen Bildern entgegentreten, fast die ganze Bildfläche füllend, manchmal sie zu sprengen scheinend. Ein großer Auftrag bedeutete die Erfüllung seiner damaligen künstlerischen Pläne: ein Riesengemälde für die Freiburger Universität: der „Prometheus".

Ein äußeres Erlebnis brachte eine innere Entwicklung, die schon von je in Bühler geschlummert, zu voller Entfaltung. Es gelang Bühler, auf der uralten, verfallenen Burg Sponeck am Nordwestrand des Kaiserstuhls zunächst Wohngelegenheit zu finden, dann sie aber ganz zu erwerben. Nun war Bühler im eigentlichsten Sinne zu Hause. Von dort oben gleitet der Blick durch das ganze Rheintal mit seinem zitternden Dunst, zum Schwarzwald und hinüber an die Vogesen, alles deutsche Kulturland des Oberrheins umfassend, dessen politische Zerreißung für einen Menschen wie Bühler ein persönliches Leid bedeutet. Und jetzt entstehen in unablässiger Arbeit die Werke, die den tiefsten Geist der Heimat enthüllen. Aussichten auf die Weite des Rheintals, bis zu Breisachs ragendem Münster, stille Tümpel und Altwässer in den urwaldartigen Rheinauen. Und immer stiller werden die Bilder, immer geheimnisvoller. Die dem Alemannen so oft angeborene Neigung zum Grübeln kommt bei Bühler immer mehr zum Ausdruck. Verborgene Dinge scheinen aufzustehen und Leben zu gewinnen, die Algen des Altrheins führen ein mystisches Dasein. Und eines beschäftigt Bühler immer und immer mehr: er sucht hinter das Geheimnis der Farben zu kommen, nicht als Wissenschaftler, sondern als Künstler und Philosoph. Nicht umsonst lebt und webt er in den Schriften der großen deutschen Mystiker. Eines seiner ergreifendsten Bilder ist der unendlich zarte, vergrübelte Kopf Jakob Böhmes, der beim Scheine der Schusterkugel in einem alten Folianten liest.

Endlich glaubt der Künstler hinter das Geheimnis gekommen zu sein. Er veröffentlicht 1930 eine Farbenlehre, die er selbst als „Geschenk, das mir von gütigen Schicksalshänden geworden ist", bezeichnet. Er sieht einen tiefen kosmischen Zusammenhang: „Beim genauen Einordnen stellen wir fest, daß sich der Verlauf des Farbenkreises mit dem des Tierkreises deckt. Wir sehen mit Staunen, ja mit dem Gefühl, das heiligem Erschrecken gleichkommt, daß der Farbenkreis der Gang ist, den die Sonne jährlich scheinbar an der Himmelskugel macht".

Und diese transzendentale, mystische Bedeutung der Farben gibt den Bühlerschen Bildern das eigenartige Leuchten. Nicht mehr malerisch-optische Probleme allein bestimmen mehr die Farbe, sondern die sinnlich-sittliche Bedeutung der Farbe, also die Farbe als seelisches Erlebnis. Da wird in jeder Einzelheit etwas von dem Geheimnis der Ewigkeit hineingetragen. Und es entstehen so Bilder, wie das vom uralten Thoma mit dem flatternden grünleuchtenden Mantel und dem Goldkelch in den alten Händen.

Und diese Grundstimmung, die jetzt den Künstler immer mehr und mehr in sich einschließt, bringt ihn auf den altgehegten Gedanken, in großen Bilderfolgen sein Glaubensbekenntnis abzulegen; er beginnt eine „Schöpfung" zu radieren, große Sinnbilder der Naturgewalten. Er malt Wieland, der sich den Ring geschmiedet hat, ein Sinnbild des deutschen Volkes und seiner Kunst. Dieser künstlich gefügte Ring zeigt das ganze Geheimnis des mystischen Zusammenhangs der Farben, im Kreise des Lichts, im Kreise des Jahrs.

Da kommt ein überraschender Auftrag: Hans Adolf Bühler soll das deutsche Nationaldenkmal für Schlageter gestalten. Auf dem kühnsten Berge des südlichen Schwarzwalds soll es stehen, dem Belchen, beherrschend die ganze Oberrheinlandschaft, sichtbar aus jedem Fenster der elsäßischen Bauernhäuser, bis an den Rand der Vogesen. Nur ein ganz gewaltiges Bauwerk kann in einer so weiten Landschaft stehen, ohne zu lächerlicher Bedeutungslosigkeit herabzusinken.

Bühler hat in seiner Jugend bei Hermann Billing sich viel mit Architektur beschäftigt. Schon der Thomaschüler hatte den kühnen Gedanken, einen Dom zu erbauen, der die kostbarsten deutschen Kunstwerke einschließen sollte. Dieser Jugendtraum ersteht nun vor dem gereiften Meister aufs neue. Und wie Wielands Ring soll der feierliche Bau den höchsten künstlerischen Inbegriff des Künstlers ausdrücken. Es soll eine künstlerische Linie von den deutschen Kaiserdomen aus hinführen bis zum Bau auf dem Belchen. Die Entfaltung der deutschen Bauweise bis zu ihren letzten Folgerungen durch das Betonen der Streben und Stützen.

Man kann annehmen, daß dieser Plan Hans Adolf Bühlers ebenso zustimmend wie abwartend aufgenommen werden wird. Aber eines steht fest: Kommt es zur Ausführung dieses Denkmals in der geplanten Gestalt, so ist es die Erfüllung von Bühlers Künstlertum. Ein Lebensring würde sich dann schließen, wie er in dieser Folgerichtigkeit einzig dastände. Man ist fast versucht, in jenem Wort des 15jährigen von dem „Ziele, das ihm vom Berge leuchtet", einen mystischen Hinweis auf die Zukunft zu finden. Aber auch ohne solches Geheimnis hat sich Bühlers ganzes Schaffens eben in dieser einen klaren Richtung bewegt, seine Kunst ist der Versuch, die ewigen Gesetze des Werdens, Seins, Vergehens und Wiederwerdens auf seine persönlichste Art auszudeuten.

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geist-Erzeugte fest bewahre".

Film und „Publikumsgeschmack“

In den vergangenen Jahren erhielt man bei dem Hinweis darauf, daß das deutsche Filmwesen unter einer auf der ganzen Linie unglücklichen Themenauswahl leidet, wie aus der Pistole geschossen die Antwort: Publikumsgeschmack! Dieses Wort wurde zur stereotypen Redewendung für alle die Produzentenkreise, denen die geschäftlichen Interessen näher lagen als die Belange der Kunst. Man schob die Schuld auf das Publikum und glaubte sich damit jeglicher Verantwortung für das eigene Tun entledigt zu haben. Unter dem „Publikum“ war gemeinhin ein gewisser Volksteil zu verstehen, der regelmäßig die Lichtspieltheater füllte und durch jahrelangen Kinobesuch so abgestumpft und verbildet worden war, daß er alles hinnahm und sich gegen keine Banalität zu wehren vermochte, auch wenn sie noch so dick aufgetragen war. Aus diesem Zustand beiderseitiger Starrheit konnte eine schöpferische Filmkunst nie und nimmer erwachsen. Erst eine Umwälzung von innen heraus, die sich nicht darauf beschränkte, die Formen allein zu wandeln, sondern die bis an die Grundbegriffe heranreichte, konnte die Wandlung vollziehen, die das deutsche Filmwesen im Laufe des Jahres 1933 erlebte.

Der neue Staat schnitt jenen Kreisen der Filmindustriellen, die unablässig mit dem Hinweis auf den „Publikumsgeschmack“ aufwarteten, durch folgenden klaren Gedankengang das Wort ab: der Film ist nicht nur ein Wirtschaftsfaktor, sondern in erster Linie ein Mittel zur Beeinflussung des Volkes und trägt daher vor dem gesamten Volke eine hohe Verantwortung. Diese Verantwortung aber ruht nicht auf dem Gesamtbegriff „Filmwesen“, sondern vielmehr auf jedem einzelnen Filmschaffenden, auf jedem Filmindustriellen und Produktionsleiter ebenso wie auf jedem Regisseur, Hilfsregisseur, Hauptdarsteller und Komparsen. Diese bewußte Herausstellung des Verantwortungsbegriffes war zunächst die Grundlage, auf der allen Filmschaffenden nahegebracht wurde, daß die ihnen gegebene Möglichkeit der Beeinflussung des deutschen Volkes nicht dazu benutzt werden konnte, um aus diesem Zustand lediglich Rechte abzuleiten, sondern daß aus ihm heraus zunächst Pflichten erwuchsen, Pflichten zur Erkenntnis des ungeheueren Ausmaßes an Verantwortung.

Auch die Gestaltung der Filmkunst ist in erster Linie eine Frage der persönlichen Schöpferkraft und somit eine Frage der Persönlichkeit schlechthin. Es hat einmal eine Zeit gegeben, da standen nationalsozialistische Redner auf den Podien der Versammlungssäle und stellten Thesen auf, die durchaus nicht im Zuge der Zeit lagen oder dem „Publikumsgeschmack“ auch nur die geringsten Konzessionen machten. Diese Männer trotzten dem damaligen Zeitgeist und haben es im Laufe der folgenden Jahre verstanden, nicht dadurch das Volk für sich zu gewinnen, daß sie Konzessionen machten und ihre eigenen Ziele dem Empfinden der breiten Volksmassen anglichen, sondern daß sie beharrlich ihren Weg gingen und nach und nach durch diese Beharrlichkeit und diese willensmäßige Schöpferkraft das Volk davon überzeugten, daß die von ihnen vertretenen Thesen die einzig richtigen waren. Wir haben also in der Praxis erlebt, daß es auf nichts anderes ankommt als auf die innere Kraft einzelner Menschen, die sich dann in das Volk fortpflanzt und ein gedeihliches Wechselspiel der Kräfte ermöglicht. Die ersten im Sinne der neuen Zeit künstlerisch einwandfreien Ergebnisse dieser Hinlenkung der Kunstschaffenden auf das stete Bewußtsein der Verantwortung sind schon im vorigen Jahre zu verzeichnen gewesen. Die Filmindustriellen sowohl wie die Gestalter der Filmkunst sind heute von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie bei ihrer Arbeit nicht das Werkzeug eines sensationslüsternen Amüsierpöbels zu sein haben, sondern daß sie gleichsam durch ihren Beruf zu den Sachwaltern des gesamten Volkes wurden, daß sie also nicht in Themenwahl so wie in Stoffgestaltung einer dünnen Publikumsschicht zu Munde zu reden haben, sondern über diese Publikumsschicht hinaus das ganze Volk erfassen müssen. Einerseits wird dadurch dem Film ein wesentlich größerer Resonanzboden geschaffen und andererseits kann das deutsche Volk auch über die Filmkunst geformt und unablässig mit den Zielsetzungen der neuen Zeit durchdrungen werden.

Die Schlüsselstellung ist dem Reichsfilmdramaturgen gegeben: durch seine Hand laufen alle Stoffe, die zur Verfilmung ausersehen sind. Der neue Staat hat damit nicht eine Bevormundung der Filmindustrie begonnen, sondern er hat einen Teil der Verantwortung mit übernommen, die eigentlich die Filmindustrie selbst zu tragen hätte. Auch das Problem der „Filmdichtung“ und die Zurückdrängung des „Manuskriptfabrikanten“ wird durch die künftige Arbeit des Reichsfilmdramaturgen schrittweise der Lösung nähergebracht werden können.

Notizen

Emil Jannings wird für das Neue Deutsche Lichtspiel-Syndikat in einem neuen Film spielen, der ein Zeitbild größten Ausmaßes darstellt und in seiner Handlung die letzten zwanzig Jahre umfaßt. Der Titel ist „Der eiserne Gustav“.

Carl Froelich ist zu gleicher Zeit aus Taormina nach Berlin zurückgekehrt, nachdem er auf Sizilien mit Claire Fuchs, Maris Wetra, Livio Pavanelli die Außenaufnahmen für seine große Operette im Europa-Filmverleih „Frühlingsmärchen“ gedreht hat.

Mozarts „Die kleine Nachtmusik“ wurde im Auftrage der Aafa von der Comedia Tonfilm als „Weltkonzert Nr. 8“ verfilmt. Es spielte das Berliner Staatsorchester unter der Leitung des Generalmusikdirektors Paul Scheinpflug.

Phot. Ufa

Bergbesteigung vor 150 Jahren
Eine Szene aus dem Cine-Allianz-Film der Ufa
„Der König des Mont Blanc“
Spielleitung Dr. Arnold Fanck

Badisches Schach

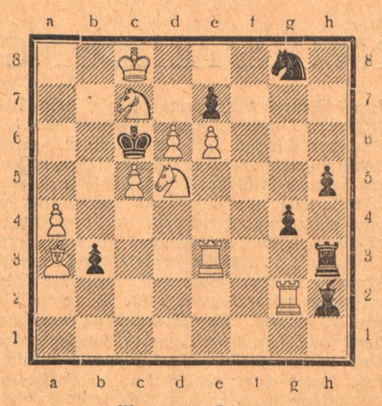
Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 10. 11. März 1934.

Problem Nr. 14.

G. Becker-Durlach.

Urdruck.



Matt in 3 Zügen.

Turnier der bayerischen Ostmark

In diesem gemischten Meisterturnier, das vor wenigen Tagen beendet wurde, wurde Bogoljubow natürlich Erster. Natürlich? Der Weltmeisterschaftskandidat hat von 10 Partien nur einen halben Punkt abgegeben und trotzdem war ihm der zweite, E. Hahn aus Bayreuth, der ihm auch den halben Punkt abtrotzte, mit 9 Punkten dicht auf den Fersen. In einem kurzen Interview, das uns Bogoljubow gewährte, stellte der Großmeister dem erst 23jährigen Bayern die beste Prognose für die Zukunft. Wir lassen nebenstehend eine Partie aus diesem Turnier folgen, die Bogoljubow in sicherer Manier gewann.

Damengambit

Weiß: Steger — Schwarz: Bogoljubow

1. d2—d4 d7—d5 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 c7—c6 4. Sg1—f3 Sg8—f6
5. e2—e3 Sb8—d7 6. Lf1—d3 d5 : c4

Der Auftakt zur Meraner Variante, die diesmal dem Schwarzen sehr gut bekommt, da Weiß sich zu zurückhaltend benimmt.

7. Ld3 : c4 b7—b5 8. Lc4—d3 a7—a6
9. 0—0. Schärfer e3—e4 9. . . c6—c5

Schwarz hat die Eröffnungssorgen hinter sich, der befreiende Vorstoß c6—c5 ist durchgesetzt und die Zukunft des schwarzen Damenläufers ist gesichert.

10. Sc3—e4 Lc8—b7 11. Se4 : Sf6 Sd7 : f6
12. Dd1—e2 c5 : d4 13. e3 : d4 Lf8—e7
14. Lc1—e3 0—0 15. Ta1—c1 Dd8—b5!
16. a2—a3 Tf8—c8 17. Tf1—b1 h7—h6
18. Sf3—e1 Le7—d6 19. h2—h3? Tc8 : Tc1
20. Td1 : Tc1 Ta8—d8 21. f2—f3 Ld6—b8

Die letzte Vorbereitung zum Sturm:

22. Tc1—d1 Dd5—d6 23. Kg1—f1 Sf6—h5
24. Le3—f2 Dd6—h2 25. De2—c2 Sh5—g3+
26. Lf2 : g3 Ld8 : g3 27 Ld3—c4 Dh2—h1+
28. Kf1—e2 Dh1—g1! 29. Dc2—c5 Td8—c8
30. Dc5—b4 Dg1—f2+ 31. Ke2—d3 Lg3—f4!

Aufgegeben, da De3 nur unter Damenverlust abgewehrt werden kann. Eine Schulpartie für wirksame Figurenführung!

Berichtigung: In Aufgabe Nr. 12 von Pg. Roser bitten wir einen weißen Läufer auf e8 zu ergänzen.

Aus der Schachwelt

Den Klubwettkampf Schachklub „Rössel“ Karlsruhe gegen den in letzter Zeit stark aufgekommenen Durlacher Schachklub an 24 Brettern konnten die Karlsruher nur mit 13:11 gewinnen; für die Durlacher ein recht beachtliches Resultat.

Lustiges Allerlei

Die Macht der Poesie

Der englische Dichter Spencer kam einst, als er noch unberühmt und arm war, in das Haus des Lord Sidney und ließ diesem sein neuestes Dichtwerk überreichen. Der Lord hatte gerade nichts zu tun und fing an, in dem Buch zu lesen. Er geriet gar schnell über die herrlichen Verse geradezu in Entzücken und sagte nach kurzer Zeit seinem Hausmeister: „Gebt dem Verfasser 50 Pfund Sterling!“ — Darauf las er weiter und rief nach kurzer Zeit: „Gebt ihm 100 Pfund!“ — Der Hausmeister zögerte. Der Lord las weiter. Immer mehr umfing ihn der Wohllaut der Sprache und die Geformtheit der Gedanken des jungen Dichters und schließlich rief er, indem er den Hausmeister zur Tür hinausschob: „Gebt ihm 200 Pfund und werft ihn hinaus. Denn wenn er noch länger da ist, und ich lese weiter, dann macht er mich noch Bankerott!“

Reparaturen

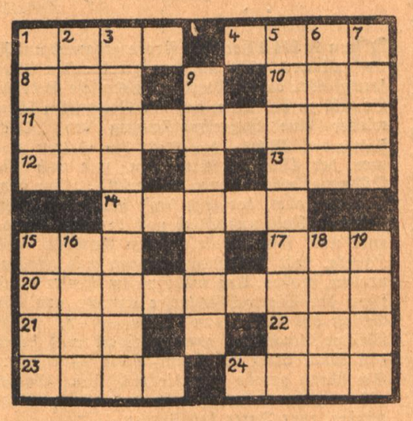
Ein schlichter Mann trat in die Verkaufsgarage und sprach mit leiser Stimme:

„Als ich vor ein paar Wochen den Wagen kaufte, da sagten Sie mir, daß Sie mir gern jeden zerbrochenen Teil ersetzen würden.“

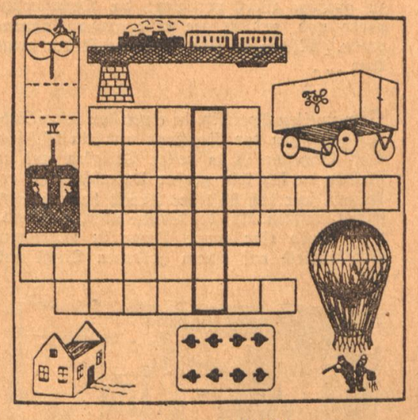
„Aber gewiß, mein Herr“, rief der Generalvertreter, „was habe ich das Vergnügen, Ihnen zu liefern?“

„Ich wünsche“, sagte der Käufer mit leiser Stimme, „ich wünsche ein Paar neue Fußknöchel, eine mittlere Rippe, ein linkes Auge, drei Meter Körperhaut, ein Kästchen sortierte Fingernägel, vier Backenzähne, zwei Schulterblätter und ein Ohrläppchen.“

Rätsel-Ecke



Waagerecht: 1. Angehöriger eines baltischen Volksstammes, 4. weiblicher Personenname, 8. männlicher Personenname, 10. Bad in Hessen (Provinz), 11. Angehöriger einer radikal aktivistischen Parteigruppe, 12. seltenes Metall, 13. orientalischer Titel, 14. Einbringen der Frucht, 15. wie 13, 17. Verneinung, 20. befristete Forderung, 21. Bierart, 22. männlicher Personenname (Kurzform), 23. italienische Münze, 24. männlicher Personenname. — **Senkrecht:** 1. Männlicher Personenname (Kurzform), 2. Gedanke, 3. Spitze bei festlichen Auffahrten, 5. Gesamtheit der polytheistischen Religionen (Vielgötterei), 6. arbeitssames Insekt, 7. italienischer Weinort, 9. nähere Personenbezeichnung, 15. andere Bezeichnung für Zweiheit, 16. weiblicher Personenname, 18. Monatsname, 19. wie 24 waagerecht.



Ergänzungs-Rätsel

(Zeichnung gesetzlich geschützt.)

An den bildlichen Darstellungen suche man die fehlenden Dinge zu ergründen und trage diese waagerecht in die Felder nach Anzahl der Buchstaben der einzelnen Wörter ein. Die Buchstaben der starkumrandeten Felder ergeben dann von oben nach unten gelesen den Namen eines deutschen Freiheitskämpfers.

Auflösungen

Silbenrätsel

1. Funker, 2. Rodin, 3. Illinois, 4. Ettlett, 5. Dionysos, 6. Rettich, 7. Ilsebill, 8. Cayenne, 9. Haiti, 10. Dronte, 11. Adebar, 12. Nahum, 13. Isabella, 14. Erich, 15. Lupine, 16. Elektriker „Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.“ (gest. 12. 2. 1834).

1. a, 2. Huf, 3. Herat, 4. Aurikel, 5. Fakir, 6. Ter, 7 **I.**

Magisches Diamanträtsel

VORHANG AUF: ARABELLA

WIE EINE OPERNVORSTELLUNG AM STAATSTHEATER ENTSTEHT

Heute abend, um sieben Uhr, werden wieder einmal viele Hunderte erwartungsfroh durch die Fächerstraßen unserer Stadt zum Schloßplatz gehen, fahren, eilen. Dichtes Drängen vor den Kassen. Rasches über die Treppen-Huschen. Erstes mahnendes Klingelzeichen. Und während draußen noch die letzten hellen Rufe der Verkäufer durch die Nacht gellen „Theaterprogramm gefällig?!", während in den Gängen letztes Raunen erstirbt und der große festlich strahlende Theaterraum sachte in Dunkel versinkt — hebt vorne der Mann im Frack andächtig die Arme: die ersten feierlichen Töne der Straußoper „Arabella" klingen auf.

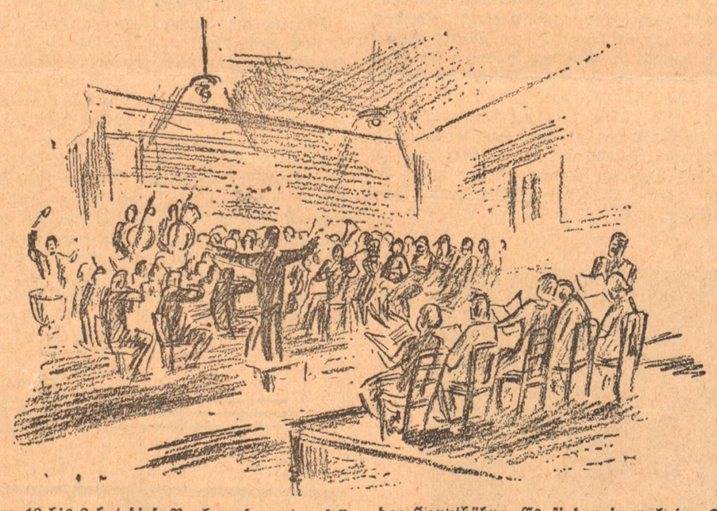
Auf dem Treppengang, der, wie ein Schild verkündet, zur Generaldirektion des Badischen Staatstheaters führt, sieht der Besucher einen Aushang, der in schlichten Worten einiges aus der Arbeit hinter den Kulissen kündet. Man liest da unter vielem anderen: „Mittwoch vormittag 10 Uhr, Große Bühne, Probe zu Arabella, 2. und 3. Akt." Der große Theaterbau selbst macht um diese Stunde einen etwas einsamen und unglücklichen Eindruck. Aus einem Fenster linker Hand kommen verwehte Töne „...dein — Herz... mit Li—i—i—be . . ." Und wenn man auf geheimnisvollen Wegen dann die Gänge des großen Hauses betritt, erlauscht man ganz fern und leise die Klänge des Orchesters, die dann wie ein gütiger Wegbereiter immer stärker und lauter locken.

Dies etwa ist der Gang einer Oper: „Angenommen" sagt den Intendant. (In diesem speziellen Fall war es eine Selbstverständlichkeit, daß auch die badische Staatsbühne das neue Werk des größten lebenden Meisters der Töne erwarb.) „Angenommen" — dies Wort ist ein Befehl, der Hunderte von Händen in Bewegung setzt. Es beginnt — bei einer Oper — nun damit, daß die szenische und musikalische Leitung bestimmt werden. Hier spalten sich alsdann die Kompetenzen und die Aufgaben. Musikauszüge, Orchesterbesetzung, Orchesterproben — dies sind die drei großen Etappen im Bereich der Töne. Mannigfaltiger aber noch sind die Wege zur szenischen Gestaltung. Sie beginnt mit der Verteilung der Rollen — wobei natürlich auch der musikalische Leiter mitzureden hat, — dann gilt es, die Kostüme zu entwerfen, die Bühnenbilder zu skizzieren — Rückfragen beim technischen Betrieb, Voranschlag der Kosten, Rückfrage bei der Intendanz, sparen, sparen, sparen; genehmigt! Inzwischen haben schon die Solisten sich in ihre Rollen vertieft, es beginnt die Arbeit der Korrepetitoren, es beginnen die ersten Schauspielproben. Tagelang, wochenlang. Es kommt die Zeit, da Orchester und Solisten sich zu großem Werk vereinen: die Orchestersitzprobe und, endlich, die erste große Bühnenprobe. Mitten in eine solche gerät der arme Laie . . .

Im zweiten Sperrsitz, in einer der ersten Reihen sitzen der Regisseur und sein Assistent. Das Orchester ist in voller Tätigkeit und es ist hier an sich kein großer Unterschied zu erkennen, nur daß statt des Fracks helle Hemdsärmel leuchten. Auf der Bühne aber, o Graus! Es sitzt da eine junge Dame in mattrotem Straßenkleid auf einem goldenen Stuhl und

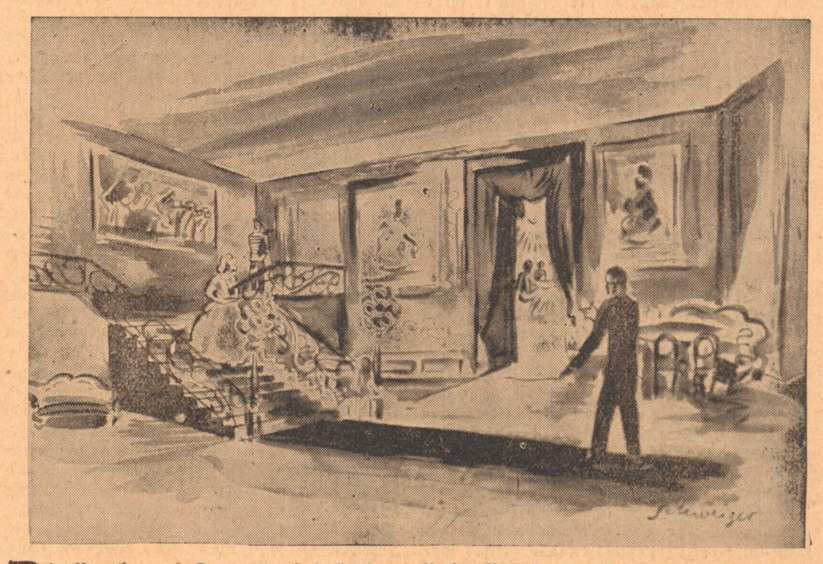
läßt sich anfingen von einem Herrn in gutsitzendem Sportanzug. Hinter ihnen ist eine breite Freitreppe aus alten Holzbrettern, dahinter schweben nackte Gerüste. Aus ihnen hervor tritt ein Mann in schlichter grauer Joppe, aber siehe da, es scheint ein Graf aus dem Ungarlande zu sein, denn der Sportsmann singt ihn an: „Da kommt ja schon Graf Elemer!" Er singt es leise und mit Gemüt, so daß man es gerade noch im zweiten Sperrsitz versteht; ist er heiser? Ach nein, er markiert ja bloß; wozu soll er auch die Gewalt seines Tenors vor leerem Hause erstrahlen lassen?! Tak-tak macht es plötzlich und das Orchester schweigt. . . . Der Mann in Hemdsärmeln hat den Taktstock sinken lassen. Wendet sich nach links und beginnt leise zu singen: „Tralla-lalla und nicht tarei-tarei." Und zu dem Mann mit der Joppe auf der Bühne: „Bitte diese Stelle nocheinmal . . ." und zum Orchester „ . . . 93! Presto! Da kommt ja schon . . .!" Der Joppenmann steigt die Holzfreitreppe wieder empor. Die Dame in Rot setzt sich wieder. Der Sportsmann, der schon durch eine Tür, die nicht da ist, flüchten wollte, muß wieder zurück. Der Joppenmann steht jetzt hinter einem Holzbalken, grinst hervor und behauptet, er sei nun nicht mehr da. Die rote Dame hat nun wieder achtungsvoll lauschend ihr Köpfchen erhoben, der Sportsmann blickt die Treppe empor und singt wieder: „Da kommt ja schon Graf Elemer . . .!"

Orchesterproben wie diese gehören in erster Linie dem Dirigenten, der den Kontakt herstellen muß zwischen Bühne und Orchester. Aber auch der Regisseur sitzt nicht umsonst dabei. Unermüdlich verfolgt er das Geschehen auf der Bühne. Er kennt jedes Wort, jede Stellung auswendig. Jeden noch so kleinen Fehler entdeckt er. Und in der Pause zwischen zwei Akten beginnt er seine Wunschliste vorzulesen. Korrigiert hier, ändert dort. Steht plötzlich selbst mitten auf der Bühne und während im Hintergrund schon die Balken fortgetragen werden und aus dem altwiener Wohnzimmer ein Hotelvestibül wird, stehen plötzlich vorne zwei Grafen Elemers und der eine zeigt dem anderen, wie er es sich denkt. Denn gerade Arabella fordert viel schauspielerische Klein- und Feinarbeit.



Von 10 bis 2 hat diese Probe gedauert und sie ist noch nicht mit den zwei ersten Akten fertig, aber da rebelliert der technische Betrieb. Er gibt zu bedenken, daß am Nachmittag schon wieder eine Jugendvorstellung des „Tell" stattfindet. Richtig, der Tell! In Gottes Namen, der Chor soll heimgehen und auch die Bühnenarbeiter können beginnen. . . Vor dem Vorhang aber, der jetzt sanft herniedergleitet, stehen in Reih und Glied noch der edle Mandryka und sein Rivale, stehen Arabella und Zdenka, steht das Elternehepaar und proben, proben, proben. Und während im Hintergrund schon der Vierwaldstättersee entsteht und das Schloß des Herrn von Attinghausen, klingt Meister Straußens zarte Melodik noch durch den Saal. Eilig verschwinden die Chorsänger. Sie hören gerade noch die lieblichen Worte: „93 allegro commoto: Laßt uns allein, liebe Kinder, euer Vater hat Sorgen . . ."

Lassen wir nun noch ein paar Zahlen sprechen über die Arbeit, die eine neue Oper verursacht: Technische Arbeiten, Dekorationsproben, Beleuchtungsproben; Herstellung der Dekorationen in Malerei, Schlosserei, Schreinerei und elektrotechnischen Werkstätten mit 14 Arbeitern. 600 qm Dekorationsfläche für Holz- und Leinwandaufbau, über 50 Lampen. Während der Proben 18, bei der Aufführung 40 Mann technisches Personal auf der Bühne tätig unter Leitung eines Maschinendirektors und eines künstlerischen Beirats. 46 Kostüme wurden neuhergestellt unter Heranziehung von 3 Schneidern bezw. Schneiderinnen. (In der Garderobeabteilung sind ständig 8 Schneiderinnen und 9 Schneider tätig.)

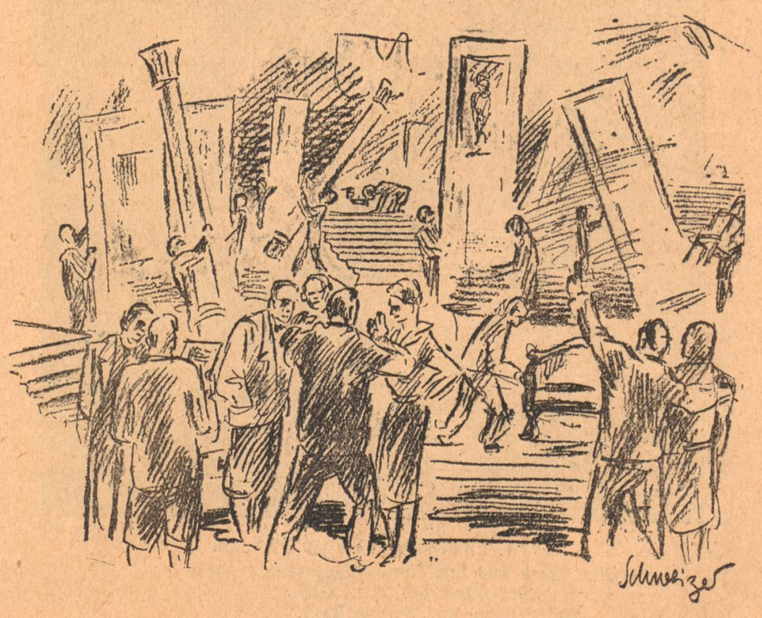


Die Proben: 3 Damen- und 3 Herrenproben, dann 10 gemeinsame Proben des Chors, 8 Proben des Balletts, nach von der Ballettmeisterin eigens für diese Oper zu erfindenden Bewegungen. 122 Einzelproben der Solisten unter Leitung des Kapellmeisters und der Korrepetitoren. 9 Ensembleproben mit Klavier. 3 Stellproben unter Leitung des Kapellmeisters und des Spielleiters mit Klavier und markierten Dekorationen auf der Probebühne oder der Hauptbühne. Es finden je nach der Schwere der Oper 2—3 Orchester-Allein-Proben auf der großen Probebühne unter Leitung des Kapellmeisters statt. Anschließend folgt die Orchester-Sitzprobe mit Solisten. Bei „Arabella" 3 Orchester-Allein- und 4 Sitzproben mit Solisten.

Nach all diesen Vorbereitungen beginnen die Bühnenproben unter Leitung des Regisseurs und Kapellmeisters, zunächst mit Klavier 6, dann mit Orchester 2. Die Dekorationen werden anfangs markiert. Bei diesen Proben ist der Chor, das Ballett, und unter Umständen die Statisterie mitbeteiligt. Es folgen dann die Haupt- und Generalproben, beide im Kostüm.

Ueber 8 Wochen weilt nun diese Dame „Arabella" unsichtbar schon in unserer Stadt. Hält über 100 Leute Tag und Nacht in Bann: Bühnenarbeiter, Dekorateure, Musiker, Schauspieler, Sänger, Maler, Regisseure, Kapellmeister. Fordert ihrer Hände Arbeit, ihres Geistes Talente und ihrer Seele künstlerische Bereitschaft. 8 Wochen stille emsige Arbeit hinter den Kulissen, acht Wochen selbstlose Hingabe eines jeden auf seinem Posten. So nebenbei, wohlgemerkt. So unter der Zeit, während tagaus, tagein Schauspiele und Opern über die Bühne rollen, mit aller Kraft und allem Können und aller Liebe betreut. Und doch im Hintergrund der große Schatten der Neuaufführung. Darum, wenn wir heute im Parkett sitzen, wenn wir voll Freude und Bewunderung der Aufführung folgen, wenn wir unseren Helden hören, wenn wir unseren heimlichen Stern in prächtigen Kostümen über die Bühne schreiten sehen, wenn wir der Farbenorgie der Gewänder, der Bildhaftigkeit der Kulissen und der Exaktheit der blitzenden Lichter Beifall zollen, lasset uns nicht nur danken, den Menschen, die in froher Gebelaune uns ihres Künstlerkönnens schönste Gaben schenken, sondern laßt uns auch voll Achtung gedenken der stillen Arbeit aller hinter den Kulissen, die geleistet wurde bis zu dem feierlichen Augenblick, da es heißt: Vorhang auf: Arabella.

Fred Feez



Hans Brüggemann / Von Hans Friedrich Blunck

„Hast du dich gut gebettet, Peter", sagte Hans Brüggemann langsam und sah sich in dem dunklen, reich überschnitzten Gastraum um.

„Soso — also Peter Hollen hat sich den Bordesholmer Krug erheiratet."

„Solange Schweden und Dänen ihn ungeschoren lassen. Bleib noch sitzen, Hans." Der Wirt legte dem Holzschnitzer die Hand auf die Schulter und hielt ihn zurück. „Haben uns viel zu erzählen, wir zwei. Wirst doch eine kurze Weile für mich übrig haben, ehe du zum Kloster hinüber gehst. Ich hab schon gehört, was sie mit dir vorhaben."

„Den Altar soll ich schnitzen," sagte Hans Brüggemann, blickte, noch immer ein wenig ungläubig, über die breite Gestalt, über das gutmütig grinsende Gesicht des Wirtes und murmelte abwesend: „Hast dich gut gebettet, Peter! Und Weib und Kind wirst du haben?"

Der Wirt hatte zwei Becher Bier eingeschenkt, setzte sich zu Brüggemann in die überschnitzte Stuhlbank, fuhr mit den Fingern durch den breiten Schnauzbart, als müsse er sich seiner Gewichtigkeit leibhaftig vergewissern und begann mit gutmütiger Wichtigkeit zu berichten: „Bei mir ists anders als bei dir gelaufen, das Leben — nicht eben schlecht. Als ich ihnen hier die Stuhlbänke schnitzen sollte, hielt mich des Wirts Kind fest und ich band die lederne Schürze ab und tat eine linnene vor. Sieh, dafür bist du heute ein berühmter Mann, Hans Brüggemann."

Der wollte ein Wort einwerfen, aber der Freund ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Ja, ein berühmter Mann! Hat sich vielerlei verändert, seit wir beide Meister Timm aus der Werkstatt wanderten und Husum hinter uns ließen. Aber, obwohl ich das Hohlmesser hingelegt habe, obwohl die geistlichen Herren sich um dich reißen, ich bin nicht schlechter als du, Hans Brüggemann."

Der Meister begann zu lachen. „Meinst wohl, ich wäre hochmütig geworden? Ach, Peter Hollen, was ists denn für ein Leben, das ich hab! Komme von Schleswig herunter, hab noch keinen Atem geholt, hab noch keine Zeit gefunden, ein Mädchen anzulachen, und schon senden sie Boten um Boten und holen mich her. So hab ich nichts als immer nur Werken und Wirken zu Gottes Ehren — wie sie sagen. Glaub, Peter, du hast dein Leben besser zu Nutz."

„Nun, nun," bestätigte der Dicke geschmeichelt, „dafür reden sie noch in hundert Jahren von dir. Mitunter, wenn man von deinem Ruhm hört, Hans, packt es einen doch, daß man den Neid kriegen könnte." Er unterbrach sich beschämt. „Aber jetzt muß ich dir wohl von Beginn an erzählen, wie ich hierhergekommen und wie ich hier hängen geblieben bin. Oder wart," fügte er aufhorchend hinzu, „gleich kannst du's von ihr hören".

Die Tür öffnete sich, die warme Frühlingssonne flutete herein; eine junge Frau huschte ausgelassen, von Kindern verfolgt, und halb gefangen, in die Tür und lief quer durch den braunen Trinksaal der Bordesholmer Bauern, so daß der Wirt sie gerade noch auffangen konnte. „Das ist meine Frau, Hans, daß du's weißt, und das ist Hans Brüggemann, Tine, der nun wirklich leibhaftig gekommen ist."

„Du hast einen Gast?" Das junge Weib war feuerrot geworden, drückte dem Holzschnitzer die Hand und rang nach einem Grußwort. Aber es war, als sähe der Fremde sie kaum. Sein Blick glitt befangen von ihr über ihre Hände, über die Bänke, glitt zu den Kindern hinüber; seine Finger flochten sich heftig ineinander. Noch ein linkischer Blick zur Frau. „Will ein wenig Luft schöpfen, bin bald wieder da. Verzeiht mir, ihr beiden!"

„Willst doch nicht schon zum Kloster?"

Nur ein wenig Luft schöpfen. Mir brennen die Augen — hab in Schleswig hart arbeiten müssen."

Peter Hollen blickte dem Freund verblüfft nach. „Siehst du, Tine," rief er, daß der Gast es noch hören mußte, „der ist's, von dem man noch in hundert Jahren in der Chronik schreibt." —

Hans Brüggemann ruht auf einem Heidhügel aus, er sieht auf Kloster und Stadt zurück, die friedvoll unter ihm ruhen. Die Birken sind grün, Lerchen schlagen in der blauen Frühlingshöh und von der Straße, die sich unter seinem Birkenberg entlang zieht, kommt ein Kindersingen heraus. „'s war Rauch in der Kammer," seufzt der Mann und streicht sich über die schmerzenden Augen. „Was hätt's auch für Nutzen mit Peter Hollen zu sitzen" Hans Brüggemann sucht nach Erklärungen gegenüber einem Fragenden, er spricht gleichsam zwiegeteilt mit sich selbst, redet über Pläne, die er vorhat; er zeichnet eine Kirche in die Luft, schneidet den Altar, den Christuskopf, er zeichnet die Frau Maria — er wird ihre Hand zeichnen müssen ähnlich der von Peter Hollens Frau! Er wird sie zeichnen müssen nach vielen Frauen, die er alle im Sinn hat, von deren jeder er ein Winziges, das Schönste, mitnahm. Und die alle an ihm vorübergehen und anderen gehören, welche das Messer und die Kunst zur Seite warfen, die Schürze abbanden und Krugwirt wurden oder zu Pferd reiten lernten.

Der Mann hat sich zwischen zwei Birken niedergeworfen, sein Auge ruht durstig auf den Häusern im Grund. „Dafür reden sie in hundert Jahren von dir," hört er. Hans Brüggemann versucht über das Wort zu lächeln; er träumt aber doch — und es kommt wärmend über ihn — wie in hundert Jahren Menschen über diese Straße gehen werden um den Altar zu sehen, den er, Hans Brüggemann, schnitzen will, noch schöner als alle Altarwerke, die er je erschaffen hat, noch herrlicher als den von Schleswig, den er vor ein paar Wochen verlassen hat. „Hundert Jahre," wiederholt der Mann leise und wühlt die Hände in den Sand, „hundert Jahre, sagen die Mönche, bleibst du in der Leute Mund. Vielleicht sind's tausend. Und was ist dann?"

Hans Brüggemann blickt überrascht auf seine rechte Hand. Ein kleines Rad liegt darin, aus Bronze oder — — ganz recht, aus Bronze! So alt ist's, der Sand ist hineingewachsen. Aber es ist ein köstlich verziertes Rad, die Heiden werden es gegossen haben vor unendlich langer Zeit. Und Brüggemann sieht vor sich, wie ein Uralter die Form schnitzt, um sie in den Ton zu pressen — ob auch der kein Weib nehmen durfte, weil die Kunst ihn fraß? Er ist im nächsten Augenblick wieder dabei, zu ergründen, wie man die haarfeinen Muster auf dem Rad geprägt haben mag, er sieht den Meister am Werk — hundert Jahre Ruhm, sagten die Mönche — wo ist sein Name heut? Hundert Jahre? Ein dummes tönernes Wort! Klüger war Peter Hollen! Der Grübler hört, wie es ihn aus den Schenken von Schleswig ruft, es treibt ihn zu jungen Dirnen, die ihn auf dem Weg durch Kiel anhielten, es dürstet ihn, an Weinschänken und an die Händler zu denken, die Geld in der Tasche haben, die das wahrhaftige Leben nutzen.

Unruhig suchend blickt Hans Brüggemann umher. Wie weit ist's nach Kiel zu wandern? Wie lang dauert es, ein Weib zu finden wie Peter Hollen? Wirf dein Messer in den Winkel, schreit es in ihm, werd Krugwirt und hab zu lachen statt zu grübeln, sauf' statt zu fasten, pack's Leben an, Hans Brüggemann, statt mit Schmerz in den Augen in die Welt zu starren und Nächte zu durchwachen. Was hat es für Zweck, krumm und arm zu vertrocknen? Der Mann schleudert das Heidenrad in weitem Bogen von sich und sieht, wie es ins Kraut rollt. Was hatte der Tor davon, der es schmiedete, der Sand weht darüber hin. Besser, er hätte getrunken, geblüht und gebuhlt, besser, er hätte ein Weib, eine Dirn, hätte Lust vom Leben genommen.

Aber während Hans Brüggemann schon plant und wägt, wie er ungesehen die Stadt umgehen und nach Kiel wandern könnte, hört er ein Lied, hüpft eine Wacholderdrossel durchs jung Birkengrün und singt ihn an und zwitscher und pfeift alle Weisen, die sie auf ihrer Win terfahrt erlernt hat und singt und singt. Un der Mann, dessen Gedanken schon am Wander waren, schaut auf und muß den Vogel betrach ten, der keinen Mönch um Rat fragt, wie lang der Ruhm dauern wird. Und er sieht das Tie brüderlich an: ist's nicht als wolle es ihn mah nen und weisen, wie man singt nur um de Singens willen. Hans Brüggemann spitzt di Lippen, er antwortet der Drossel und horch und spürt mit ihr die Besessenheit der Freud am Lied, am blauen Himmel, an der Schöp fung, — ja, auch an der Schöpfung, — die aus dem Lied gleichwie aus der Ar beit der Hände quillt und nach Ruhm nicht frag und die Lust am Wege stehen läßt nur um alle noch einmal und herrlicher zu wirken als vor her, sei es auch nur in einem einzigen Lied, da aus der Birke schallt, sei es unter der Orge im Bild des ewig Heilenden und der jungfräu lichen Mutter Gottes, die über den singende Vögeln und über den Kreuzen schweben.

Die Sonne wirft lange Schatten über di Dächer von Bordesholm; vom Kloster läute ein Glöckchen zur Vesper, sehr schnell und hel und hoch. Meister Brüggemann blickt hinübe und streicht sich über die Augen. Ich komme sagte er leise.

Frau Salomo / Von Josef Friedrich Perkonig

Die kleine wahre Geschichte, die hier zu erzählen sein wird, ereignete sich im schmerzensreichen Sommer des Jahres 1920, als in allen Ohren noch der große Lärm des abziehenden Weltgewitters nachhallte. Da hörte man in Deutschland nicht den kleineren Lärm aus dem fernen, halb unbekannten Kärnten, das sich anschickte, seine Stimmen zu sondern, in jene, die dieses schöne liebe Land auch weiterhin deutsch haben wollten, und jene, die es den Südslaven auszuliefern beschlossen, da standen im Schatten tapfere unvergeßbare Männer, die in die Geschichte eingehen werden, doch damals nannten kaum die nächsten ihre Namen. Wie hätten da andere kleinere Leute zu ihrem Recht kommen können, sie, die einzeln ja gar nichts waren als Stimmen, die nicht gewogen, sondern nur gezählt wurden, die nur zusammen ein Volk ergaben, das sich am 10. Oktober eben dieses Jahres 1920 an der Urne zu entscheiden hatte.

Doch jetzt ist es an der Zeit, von den kleinen, ernsten und lustigen Helden zu reden, da die großen längst gebührend gefeiert worden sind, von merkwürdigen Menschen, die zwar nicht ihr Blut vergossen haben und natürlich in den Heldenliedern jener Zeit keinen Platz finden werden, die man auch bald vergessen haben wird, wenn sie nicht überhaupt schon vergessen sind, die aber doch eigentümliche, rührende Helden waren auf ihre Weise und ohne die das Bildnis jener Zeit nicht vollständig wäre.

Und so lasset euch denn erzählen von der alten Miadl, einer Greisin in einem Dorfe an den Karawanken, deren Leben still, armselig und eintönig war, wie eben das Dasein eines Menschen, der nur noch auf den Tod wartet, das sich aber zuletzt für einen kurzen Augenblick zu der Weisheit des großen Salomo erheben sollte.

Die alte Frau war einmal Magd gewesen später dann hatte sie einen Keuschler geheiratet, aber das kleine schindelgedeckte Haus, in dem sie eine zwar arme Bäuerin, aber doch eine Bäuerin sein wollte, brannte bis auf die Mauern ab, der Mann erhängte sich auf dem rauchenden Schutt, die Miadl wurde eine Botin, und als sie achzig Jahre alt war, begann die Gemeinde für sie zu sorgen.

Hat man das Brot für die letzten Tage vor dem Sterben auch verdient, es ist immer ein hartes Brot, es wird einem nicht nachgetragen.

Es war nun so, daß die Greisin die Verwunderung der Leute über ihr langes Leben wohl spürte, vielleicht mochte auch der eine oder andere lieblose Spott an ihr Ohr geweht worden sein, doch sie meinte, es stünde ihr nicht zu, Klagen zu führen — wer würde ihr auch sein Ohr geliehen haben? — und sie mußte schweigend in sich tragen, was man ihr an so spätem Kummer auflud. Sie rächte sich auf ihre Weise, indem sie an dem Kummer der anderen nicht teilnahm, als die Südslaven in das Land einbrachen. Sie hatte ihre paar Blumentöpfe, einen Platz an der Sonne, die Hoffnung auf den baldigen Tod; sie lebte kaum noch auf dieser Welt. Was kümmerte sie also diese seltsame Unruhe der Menschen?

Aber da trat eines Tages eben der Mann, bei dem sie monatlich das viele Geld in Empfang zu nehmen hatte und der die Gabe nicht jedesmal durch ein freundliches Gesicht, ein aufmunterndes Wort vermehrte, der eben auch ein kleiner, beladener, leidender Mensch war, in die dumpfe Greisenwohnung ein, und er brachte einen vollen Korb, und das Weiblein sah plötzlich auf ihrem Tisch Dinge ausgebreitet, von denen es längst kaum mehr träumte: Schmalz, gebrannten Kaffee, Zichorie, Mehl, Zucker, und der Mann sagte, auch die Armen sollten Sonntag haben und alles gehöre ihr, der Miadl; jawohl, ihr allein.

Da berührte sie denn in der Furcht, es wäre nur ein schöner Traum, die Dinge mit ihren zitternden Händen, unter deren wächserner Haut die dünnen blauen Adern hinliefen, sie zog den starken Geruch des gebrannten Kaffees ein, und sie wurde ein wenig schwindlig davon sie legte ein Stück Zucker auf die Zunge, nahm es zwischen die Finger, betrachtete es und schob es wieder in den Mund. Dann weinte sie ein wenig.

Es vergingen ein paar Tage in dem Glück des neuen Besitzes, da kam ein anderer Mann einer von den Fremden, die jetzt im Dorf waren, und auch er brachte Kaffee, Zucker, Petroleum — die Miadl kicherte, was brauchte sie Petroleum? Sie hat ja keine Lampe, sie brennt kein Licht, sie geht mit den Hühnern schlafen — und er brachte sogar ein Stück Blaudruck. Das ist etwas anderes, ist man auch alt, eine Schürze aus Blaudruck kann man immer brauchen, und sie wendete den Blaudruck nach beiden Seiten und legte ihn an den Leib.

Wie gut sind auf einmal die Menschen geworden, sie kommen von selber zur alten Miadl, sie bringen ihr Geschenke, mehr als sie brauchen kann, und sie muß nicht mehr Not leiden. Sie bittet den Menschen alles Bittere ab, das sie manchmal dachte. Wie schön ist das Leben, nein, jetzt möchte sie nicht sterben. Und es kommt bald der eine zu ihr, bald der andere manchmal reden sie etwas, was sie nur halb versteht. Was wollen die Leute nur, sie ist zufrieden mit der Zeit, niemals war sie sorgloser und heiterer als jetzt, manche wollen sie sogar leise singen gehört haben, wenn sie in der Sonne saß und die Augen geschlossen hielt.

Die Nachbarn sehen natürlich wohl, wie man auch um diese alte Seele und rührende Einfalt wirbt. Sind diese Hände auch schon wächsern, sie werden doch noch einen Stimmzettel halten. Die Stimme einer vertrockneten Greisin gilt gleich jener eines jungen, saftigen Lebens. Und den Nachbarn bleibt es natürlich nicht verborgen, daß die alte Frau von beiden Seiten die Gaben nimmt, mit denen man Anhang zu werben hofft, von den Deutschen und von den Südslaven.

Es hätte nun sein können, daß irgend ein Wohlmeinender und Gütiger, dem es von Natur aus glückte, andere leicht und schmerzlos zu überzeugen, dazu bestimmt war, der Greisin die halb blinden Augen zu öffnen und ihr den Sinn der plötzlichen Wohltaten zu deuten. Doch das boshafte Schicksal wollte es anders. Es bediente sich einiger Hämischer und Schadenfroher, die das Weiblein an einem Sonntagnachmittag in die Zange nahmen. Ob sie denn nicht wisse, daß man mit den guten und schönen Dingen ihre Stimme kaufen möchte? ... Was für eine Stimme? ... Am 10. Oktober werde sie doch abstimmen wie alle Kärntner ... Ja, ja, das werde sie ... Dann werde sie es aber nicht leicht haben ... Warum? ... Sie habe doch von den Deutschen genommen und habe von den Slowenen genommen ... Ach so, ja ... Nun dämmerte in ihrem alten Kopf der Zwiespalt empor, sie sieht von einem zum andern der Leute, die da auf ihre Kosten am langweiligen Sonntagnachmittag sich eine kleine Unterhaltung schaffen wollten. Sie sitzen wie ein leibhaftiges Gericht um sie und sie sind zufrieden, daß sie über jemand triumphieren dürfen, wenn dieser Jemand auch nur die alte arme Miadl ist.

Diese aber von einem feinen Sinn beraten der solchen schon halb Entschwebten manchmal eigen ist, entwindet sich mit einer fast beiläufig hingeworfenen Antwort, die sie zu einem jenen kleinen, köstlichen Helden machte und sie um viele Jahre überlebte, der Klammer.

„Ich werde", sagte sie einfach, beinahe demütig, „für die Slaven beten und für die Deutschen stimmen".

Das deutsche Herz / Von Max Dauthendey

(Geschrieben in der Gefangenschaft auf Java 1915)

Es kämpfen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es kämpft das deutsche, das pflichtheiße Herz.
Es fliegt an die Grenzen, es schützt sich sein Land,
Es drängt sich zu opfern, es wurde zum Brand.
Wir wollen es segnen, besingen laut.
Furchtlos dies Herz zur Zukunft schaut.
Dem deutschen Mann, dem deutschen Weib
Lebt um dies Herz kein banger Leib.
Eh' ihr nicht beiden das Herz entreißt,
Zertretet ihr niemals den deutschen Geist.
Es siegen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es siegt das deutsche, das pflichtheiße Herz.
Das deutsche Herz ist stolz gefeit
Es ist der Zucht und Pflicht geweiht.
Und fällt ein Mann, sein Herz, es lebt,
Aus jedem Deutschen sich's neu erhebt.
Das deutsche Herz, der deutsche Geist,
Sie sind unsterblich zusammengeschweißt.
Sie sind die Frucht der deutschen Erd',
Sie sind geboren am deutschen Herd.
Es kämpfen nicht Waffen, nicht Pulver, nicht Erz,
Es kämpft das deutsche, das pflichtheiße Herz.

Ernestine Voß / Die deutsche Gattin und Mutter

Zu ihrem 100. Todestage — Von Charlotte Moeller

Am 10. März jährte sich zum 100. Male der Todestag einer deutschen Frau, die von der Gegenwart so gut wie ganz vergessen ist und die es doch verdient, in der vordersten Reihe der hervorragenden Frauengestalten des deutschen Geisteslebens zu stehen. Gerade eine Zeit wie die heutige, die sich wieder einem natürlich empfindenden, verinnerlichten, geistig und körperlich gesunden Frauenideal zuwendet, wird mit Freude die Erinnerung an diese durch ihre Schlichtheit, Geradheit, Treue und Hingebung ausgezeichnete Frau der Vergessenheit entreißen.

„Eine treffliche Frau, von einer festen und liebenden Seele zugleich, die für Mann und Kinder alles unternehmen und alles tragen kann", so nannte die menschenkluge Caroline Herder Johann Heinrich Voß' Lebens- und Ehegefährtin Ernestine. Sie war keine „geistige Frau", kein „gelehrtes Frauenzimmer", aber sie war viel mehr: „eine gesunde, wirklichkeitsverwurzelte, klaräugige und tätig zugreifende Frau, der Typus der geistig gehobenen deutschen Gattin und Mutter, die hingebendste, treueste Dichtergefährtin der deutschen Literatur." So nennt sie ein niederdeutscher Dichter.

Das Leben dieser Frau war höchstes Glück, aber auch ein unaufhörlicher Kampf. Sie litt oft bis zum Zusammenbrechen, doch die tiefe Innerlichkeit ihrer Liebe, ihre Seelenstärke, ihr gerader klarer Sinn — wie er uns aus ihrem von Wilhelm Tischbein gemalten Bildnis anblickt — brachten ihre im Grunde heitere Natur nicht zum Erliegen. Die Schwierigkeiten begannen schon vor ihrer Ehe. Nach dem frühen Tode des Vaters wollte die Mutter die Einwilligung zu einer Verbindung mit dem „Unbeamteten" nicht zulassen und schob die Entscheidung immer von neuem heraus. In ihrer Not wendet sich die junge Ernestine an Klopstock, der vermittelnd eingreift. Endlich gibt die Mutter nach, und glücklich beginnen die jungen Leute ihren Hausstand in denkbar größter Einfachheit in Wandsbek, in nachbarlicher Freundschaft mit Claudius. Am Abend wird nur ein Licht angezündet. Voß arbeitet stehend am Pult. Damit Ernestine für ihre Nadelarbeit Helligkeit hat, setzt man den Eßtisch neben das Pult und darauf einen kleinen Küchenstuhl neben die junge Frau. Aber „daß wir wenig hatten — schreibt Ernestine später —, störte uns nie, weil wir beide die gewisse Ueberzeugung hegten, man könnte bei wenigem froh sein".

Ein Jahr später erhielt Voß eine Rektorstelle in Otterndorf, einem großen Marschendorfe. Jedoch der Schwierigkeiten — geringe Einkünfte, ständig bedrohte Gesundheit der ganzen Familie durch schlimme Wasserverhältnisse und Marschenfieber — waren viele, so sehr auch der starke und schöne Menschenschlag der Gegend ihnen zusagte. So war es denn wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, als Stolberg der Dichter und sorgende Freund, einen neuen Posten im Dienste des Fürstbischofs in der kleinen Residenz Eutin erschloß.

Von 1782 bis 1802 lebt die Familie Voß nun in Eutin, in inniger Freundschaft mit Stolbergs, bis, nach dem Tode von dessen erster Frau, der schmerzvolle, nie verwundene Bruch der innigsten Jugend- und Mannesfreundschaft sich vorbereitet. Arbeit und Sorgen häufen sich mehr und mehr. Voß wird von einer Gehirnentzündung befallen. Er sinkt in einen neuntägigen Schlaf. Als er daraus erwacht, ist Ernestine halb ergraut. Krankheiten der Kinder folgen und erfordern ihre ganze Kraft. Dazu kommt schwere wirtschaftliche Not. Immer ist das Einkommen zu gering, und immer muß Ernestine versuchen, das Leben der Ihren auf andere Weise zu erleichtern. Einige Zeit hindurch nimmt sie Pensionäre bei sich auf, während ihr geliebter zweiter Bruder langsam an einem unheilbaren Leiden dahinsiecht. Früh schon war ihr erstes Kind gestorben, der zweite Sohn Hans erkrankt an skrofulösen Drüsen, leidet zwei Jahre lang lebensgefährlich an zehrendem Fieber und bleibt halbtaub. Später macht er den Eltern viel Freude. Er kommt zu einem Kunsttischler in die Lehre und wird einst der begabteste Schüler des großen Karlsruher Baumeisters Weinbrenner. Als die Eltern nach Heidelberg übersiedeln, ist er es, der unter Leitung seines Lehrers ihnen das Haus erbaut, in dem sie wohnen.

Oft kehrt berühmter Besuch in das bescheidene Heim ein, — Klopstock, Claudius, Overbeck, Wilhelm v. Humboldt, Baggesen und viele andere. Doch Voß ist wegen seiner schwankenden Gesundheit solcher Geselligkeit im Grunde nicht zugetan. Immer und bei allen Wendungen und Schwierigkeiten ihres Daseins bleibt Ernestine die gleichmäßig kluge, stets für den geliebten Mann vermittelnde, besorgte Gefährtin. Es ist von unendlichem Reiz, in Ernestine Voß' eigenem Bericht über ihr Leben — durch den sie selbst als Schriftstellerin von Rang in die Literatur eingegangen ist — in diese vorbildliche Ehe hineinzublicken. Voß war im Grunde seines Wesens eine heitere Natur, aber auch ein selbstquälerischer Geist. Bis in sein hohes Alter verließ ihn nicht der frohe Grundzug seines Wesens. Aber je mehr sich seine Gesundheit verschlechterte, um so häufiger kamen dunkle Stunden. Dann verfiel er in heftige Reizbarkeit und Depression, und dann war es nicht leicht, die gewohnte Harmonie des ehelichen Lebens aufrecht zu erhalten. Ueber diese Zeit findet Ernestine Worte, die es verdienen, in jeder Ehe beherzigt zu werden: „... Rührend war mir stets die Art, wie er in seinem ganzen Betragen zeigte, wo er fühlte, mir unrecht getan zu haben. Je länger wir miteinander lebten, desto seltener wurden solche Mißtöne, ein Beweis, daß wir beide gestrebt haben, Grundfehler an uns zu verbessern, und daß wir nicht vergebens gestrebt haben."

Als man 1802 nach Jena übersiedelt, wird auch Ernestine in den Kreis der „Großen" einbezogen. Goethe tritt Voß bald näher und versucht alles, um den Aufenthalt in Jena angenehm zu gestalten. Er bietet dem jungen Heinrich Voß eine Stelle am Weimarer Gymnasium an und richtet an Voß selbst die Bitte, dem Weimarer Schulwesen beratend zur Seite zu stehen. Doch Voß lehnt ab. Trotz aller entgegengebrachten Achtung und Freundschaft — mit Schiller und dessen Frau bleiben beide bis ans Lebensende verbunden — fühlte er sich entwurzelt; dazu treten gesundheitliche Bedenken. Goethe nimmt diese Ablehnung bitter auf, und auch hier ist es wieder Ernestines heitere und fröhliche Klarheit, die das Ihre tut, die beiden grundverschiedenen Naturen auszugleichen.

Von Jena aus bietet sich ein Angebot nach Heidelberg, wo der badische Kurfürst Voß' Leben und reiche wissenschaftliche Tätigkeit ohne amtliche Bindung ermöglicht. Dort bleibt Voß bis zu seinem Tode. Einundzwanzig Jahre lang lebt die Familie in der heiteren süddeutschen Umgebung. Die Zeit der Romantik ist angebrochen und zieht auch Voß, den Rationalisten, in literarische Wirren, die ihm den letzten Teil seines Lebens verbittern. Ernestine trägt alles mit, steht an ihres Mannes Seite und wehrt mit ab, was schließlich an Vorwürfen sogar aus den eigenen Reihen kommt. Aber ihre Gesundheit beginnt zu wanken. Ihr liebstes Kind, Heinrich, des Vaters treuester Mitstreiter, der der Heidelberger Universität als Lehrer angehört, stirbt 1822. Und vier Jahre später stirbt auch Voß, heiter und voller Liebe bis zu seinem Scheiden. Noch an seinem letzten Geburtstage umarmte er Ernestine voller Rührung: „Du bist mir heut noch eine Braut!"

Ernestine Voß hat ihren geliebten Johann Heinrich noch um acht Jahre überlebt. Sie starb am 10. März 1834 in Heidelberg, von Kindern und Enkeln betrauert, und wurde neben ihrem Manne beigesetzt. Ueber ihre letzten Lebensjahre besagen die veröffentlichten Briefe und Erinnerungen nichts. Um so mehr erfährt man aus ihnen über die trotz aller Schwere glückliche Zeit ihres Lebens. Es gibt keinen Briefwechsel, kein Tagebuch, keine Lebenserinnerungen, die mit so ungeheurer Deutlichkeit, solch farbiger Kraft und solcher Würde in das Familienleben des 18. Jahrhunderts und des sich anbahnenden Biedermeier hineinführten. Deutsche Heim- und Hausfreude fand nirgends schönere Gestaltung als in den Niederschriften dieser seltenen und trefflichen deutschen Frau.

Bäuerin aus dem Mecklenburgischen im Feiertagsschmuck.

Mütter und Kinder / Von Käthe Lambert

Wenn wir mit unseren Kindern spielen, und die Kinder sind klein und froh und voll seligem Eifer dabei, und wir spüren ihr Wesen, klar und aufgetan, nah und unbedingt und ganz uns zugehörig — dann spüren wir Mütter einen Segen, von dem wir meinen, daß er unverlierbar sei. Dann aber kommen die Jahre, in denen ungewollt und unverlangt sich eine Scheidungslinie zwischen die zwei ewigen Konsequenzen des Universums legt: zwischen Mutter und Kind. Es kommt, daß wir uns dann oft einsam an irgend einem Wege wiederfinden, der den anderen Weg, den des eigenen Kindes längst verlor. Daß dann die Rufe unbeantwortet, die Fragen ungelöst bleiben, und wir vor Rätseln stehen, die uns tief erschrecken. Denn hinter der geschlossenen Fremdheit des andern jungen Menschen wollen wir noch immer die schrankenlose weiche Seligkeit der Kinderspiele spüren. Schwerer und schmerzvoller oft als der Leib der Mutter das neue Wesen hergibt, gibt ihr Ehrgeiz die unbedingte Autorität über das Geschöpf her, dem sie das Leben gab. Sie vergißt dabei das Eine: nicht nur Leben zu geben sind wir da. Wichtig und heilig ist die Pflicht, das Leben zu erhalten, das wir gaben. Jedes Leben entwickelt sich nach eigenen, in sich selber vorgeschriebenen Gesetzen. Aber dieser Entwicklung Verständnis und eine schöne, weisende Menschlichkeit zum Begleitbrief mitzugeben — das ist die Aufgabe der Frauen, die Mütter wurden. Wie oft wird diese Sendung mißverstanden, und wir vergessen, daß der junge Mensch nicht mehr das kleine Laufkind ist, dessen Schrittchen wir in der Enge der Kinderstube bewachen konnten. Der Fehler beginnt, wenn wir späterhin, da die Schritte größer werden und die Wege breiter, wir immer weiter gängeln wollen zu Zielen, die wir begreifen mögen und die ihnen fremd sind. Aber im Rotieren der Welt- und Lebensgeschichte gibt es keinen Stillstand, und was wir gestern vielleicht als gut und unbedingt empfanden, darüber springen die von morgen mit einem Satz hinweg.

„Und wenn sie hängenbleiben?" fragen wir und umständliche Sorge breitet sich über ihre Jugend aus und kann zu Stricken werden, zwischen denen ihr trotziger Mut schlaffgeschunden wird. Die Möglichkeit des „Hängenbleibens" ist schließlich bei keinem ausgeschlossen, der springen will. Auch wir sind einmal hier und dort, bei diesem oder jenem Sprung „hängengeblieben" und die einzige Folgerung daraus war, daß wir beim nächsten Mal gewandter wurden. Es gibt aber noch ein anders, ein schlimmeres Hängenbleiben — das ist das Zurückgehaltenwerden vom Sprung, es gibt eine Sorge, die zur Klette wird, ein Ratenwollen, das Ketten schmiedet. Und das beginnt mit Kleinigkeiten und steigert sich zur despotischen Willkür. Gewiß, jeder junge Mensch kann irren. Aber irrt ein alter nicht? Ist es unehrerbietig zu sagen, daß sogar die Irrungen des Alters schmerzhafter und unheilbarer sind, weil zu ihrer Ueberwindung die Wandlungsfähigkeit und der Kampfesmut der Jugend fehlt.

Blutsverbundenheit und Erbe ist etwas Gewaltigeres und Größeres, als daß wir uns nur als Gläubiger unserer Kinder fühlen dürfen. Der Bau der Welt formt sich nicht aus ewigen Schuldgesetzen. Ich rede nicht für eine Herabsetzung der mütterlichen Autorität, für ein Großziehen kindlicher Lieblosigkeit. Ich maße mir das Recht an, zu den Müttern zu sprechen, weil ich selber eine bin. Wir alle haben in dieser Zeit erlebt, wie hohle und falsche Autoritäten zerbrachen, als die eine und wirkliche Autorität sich aufrichtete. Wenn unsere heranwachsenden Kinder an den Pfeilern der mütterlichen Autorität rütteln (und man hört doch täglich die Klagen darüber) so ist der Grund dafür vielleicht weniger in kindlicher Auflehnung zu suchen — als in mütterlicher Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit in der eigenen Vervollkommnung. Sich-vervollkommen heißt sich weiter entwickeln. Wir aber, die wir mit der Entwicklung unserer Kinder selber fortschreiten sollten, wir versagen zuweilen.

Wer sollte uns wohl kritischer betrachten und schärfer als die eigenen Kinder? Nicht aus Ueberhebung, nicht aus bewußtem Widerstand heraus — und in diesem Gedanken liegt oft das große verhängnisvolle Mißverständnis zwischen Mutter und Kind — nein, sondern weil der junge Mensch in seinen Eltern, in seiner Mutter zuerst das höchste der Ideale sucht, weil er sich an sie, als an die erste Stütze klammern möchte, weil er das, was sie ihm vom Leben verspricht, in ihr selber finden will.

Darum: Nicht behaupten: du mußt, weil ich so will, sondern du willst, weil du so mußt: „Nicht gängeln, aber führen! Nicht Standbild, aber Vorbild! Nicht fordern — ohne Beispiel zu sein!

Es wird kein Abbruch sein an kindlicher Liebe darum. Aber ein Festhalten an dieser Liebe zu uns und ein Festhalten an der mütterlichen Hochachtung. Dann wird es eine Autorität der Liebe sein, so wie es eine Autorität der Freundschaft gibt und eine Achtung unter Kameraden. Wir sollten nicht zu stolz sein, die Freunde unserer Kinder zu sein. Wir sollten nicht so kurzsichtig sein, ihre Kameradschaft auszuschlagen.

Ein Recht und ein Vorzug steht uns immer frei: zu schenken. Gleich wie es sich äußert — im Mitwandern oder in der Würde des Zurücktretens. Dann werden wir den Kindern immer das bleiben dürfen, was uns heilig sei: lebenspendend und lebenerhaltend — Mütter!

Was soll ich morgen kochen?

A. Dilzer

Montag: Reissuppe, Rindfleisch, Schwarzwurzeln, Salzkartoffeln.

Dienstag: Gemüsesuppe mit Fleischklößchen (Reste von gestern), Apfelküchle.

Mittwoch: Grünkernsuppe, Schinkennudeln, Kressesalat.

Donnerstag: Gebrannte Grießsuppe, Wurstsalat, abgeschmelzte Kartoffeln.

Freitag: Königin-Suppe (Maggi-Würfel) panierte Fischkoteletts, Salzkartoffeln, Endiviensalat.

Samstag: Kartoffelsuppe, Apfelkuchen u. Kaffee.

Sonntag: Sauerkraut, gesalzener Schweinebauch, Erbsbret.